

«Der Bund», 8.5.2015

Keine Narrenfreiheit für das Narrativ

Ob es um Neutralität oder fremde Richter geht, ob um Iran oder Russland, ob um K.-o.-Tropfen oder Mutterglück: Nichts mehr geht ohne «Narrativ». Der aus der Literaturwissenschaft stammende Begriff hat sich in letzter Zeit in den Medien stark verbreitet, aber seinen Weg noch nicht in allgemeine Wörterbücher gefunden. Gemeint ist der zielgerichtete Aspekt einer Erzählung, mit der ein bestimmtes Anliegen begründet wird. «Politische Narrative finden sich nicht nur in der Literatur oder in Bildern, sondern auch in vielfältigen Legitimierungsstrategien und Herrschaftstechniken politischer Akteure», heisst es in der Präsentation eines Fachbuchs («Politische Narrative», Springer-Verlag 2014).

Lateinisch «narrare» bedeutet einfach «erzählen», aber wenn es zum Narrativ gerinnt, wird es ein Erzählen mit Hintergedanken. Das können politische sein, etwa die Bildung eines National- oder Europagefühls, aber auch pädagogische, wie alle guten Lehrkräfte wissen, die ihren Stoff gern mit Erzählungen vermitteln, damit er besser haften bleibt. Auch der Journalismus setzt seit Jahren vermehrt auf «storytelling» und «erzählt Geschichten» – oft als Selbstzweck, in den besseren Fällen aber auch, um die Leserschaft an Themen von öffentlichem Belang heranzuführen.

Durchaus belangreich ist es, im mehrfachen Schweizer Jubiläumsjahr 2015 die Narrative herauszuarbeiten, mit denen Sempach, die Eroberung des Aargaus, Marignano und der Wiener Kongress zu Meilensteinen einer wie auch immer gearteten Schweizer Identität stilisiert werden; gerne nähme man Carl Spittellers Standpunkt-Rede vom Dezember 1914 dazu. Wer die jeweilige Interpretation ablehnt, redet gern von «Mythen» und meint damit, die erzählten Geschichten seien verfälscht oder gar frei erfunden.

Der Wahrheitsgehalt ist aber nicht das Entscheidende an einem Narrativ: Wer die mit der Erzählung verknüpfte Meinung teilen will, wird davon kaum abzubringen sein, bloss weil die erzählte Geschichte von der erforschten Geschichte abweicht. Dennoch ist es sinnvoll, jedem Anspruch auf Alleinbesitz der historischen Wahrheit entgegenzutreten: Dieser Wahrheit kann man sich immer nur annähern, durch Forschung und Diskussion; sie steht nicht endgültig fest und eignet sich nicht dazu, heutige Politik zwingend festzulegen. Wer es dennoch versucht, setzt sich dem Verdacht aus, dass ihm bessere Argumente fehlen.

Die Versuchung ist natürlich gross, den Sog einer fesselnden Erzählung für die eigenen Zwecke einzusetzen. Auch im Journalismus besteht die Gefahr, durchs Erzählen aus der Perspektive direkt Beteiligter – meist in Opferrolle – den Grundsatz zu verletzen, dass auch die andere Seite gehört werden soll; der Medienbericht ist dann mit einem Narrativ verwoben. Das Lesepublikum scheint heute so sehr daran gewöhnt zu sein, hinter Geschichten eine versteckte Absicht zu erwarten, dass das für literarische Schreibende zum Problem wird. Peter Bichsel mahnte schon vor Langem: «Ich glaube, der Sinn der Literatur liegt nicht darin, dass Inhalte vermittelt werden, sondern darin, dass das Erzählen aufrechterhalten wird.»

Heute aber klagt etwa der französische Romancier Michel Houellebecq: «Der Sinn für Fiktion ist verloren», und die Filmerin Güzin Kar, die ihn zitiert, führt aus: «Querlesen ist angesagt, das Überfliegen mit Leuchtstift, damit man sich Passagen herausstreichen kann, Passagen, die entweder geeignet sind als Podest für die eigene Meinung oder als (...) Beweisstücke fürs öffentliche Tribunal, das noch folgen wird.» Das sollte man aus Respekt für literarische Werke bleiben lassen, aber wenn Politiker Geschichte erzählen oder Medienleute Geschichten, dann ist sehr zu empfehlen, zwischen den Zeilen mitzulesen und Narrative herauszuschälen. Es geht auch ohne das hochgestochene Fachwort: Man muss nur darauf achten, was einem jemand unterjubeln will.

© Daniel Goldstein (sprachlust.ch)